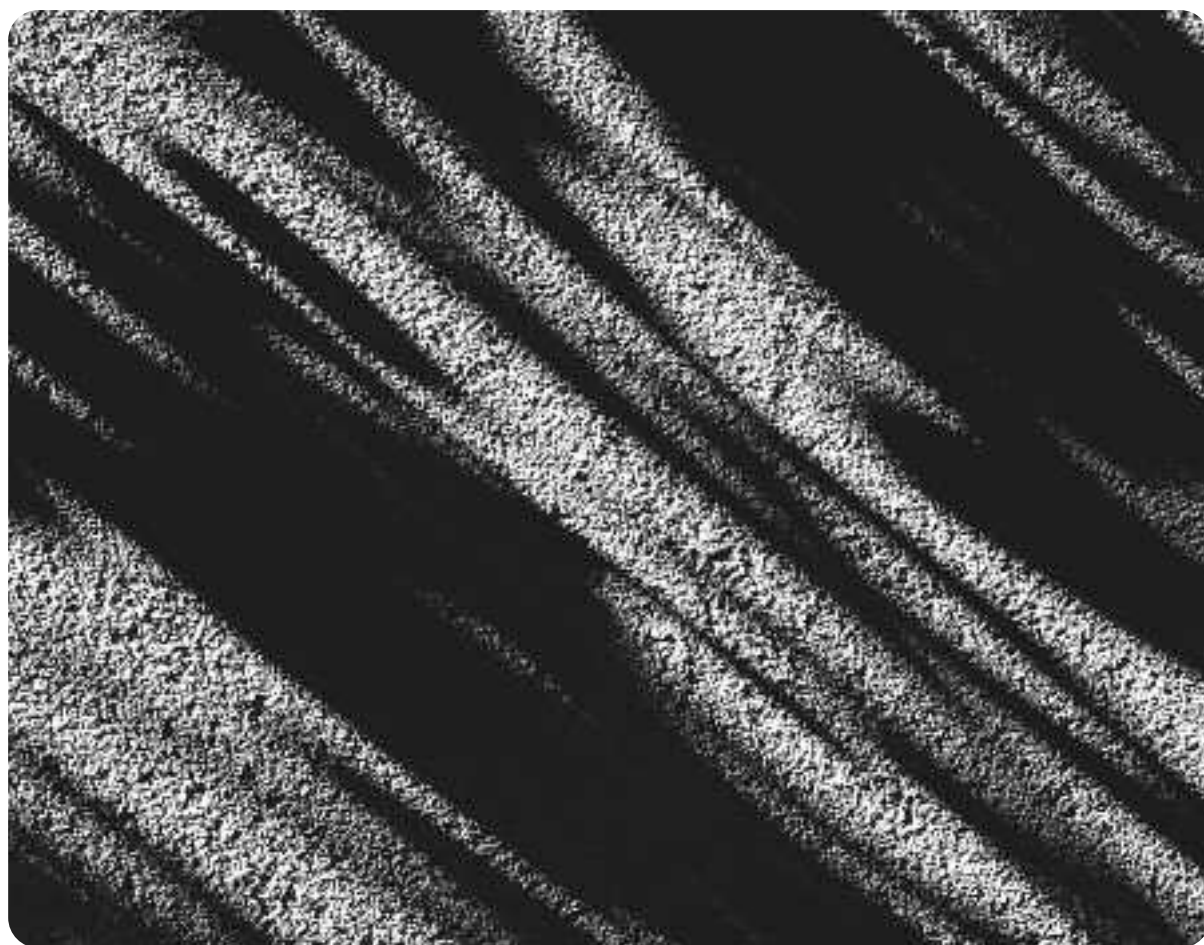


Journal für Literatur und Graphik

500 GRAMM

ISSN 2190-5835

Juli 2010 3,80 €



Schwergewichtige Lyrik und leichtfüßige Prosa –
sorgsam abgewogen



**BUCHHANDLUNG
J O S T**

HAUSDORFFSTR.160
53129 BONN-KESSENICH
TELEFON 0228/232868
TELEFAX 0228/549014
info@buchhandlung-jost.de
www.buchhandlung-jost.de

»500 GRAMM –
Journal für Literatur
und Graphik«
ist in dieser Buch-
handlung erhältlich.

Anzeige

Thomas Kaut: »Der Tag des schwarzen Schwans«

Der Tag des schwarzen Schwans entführt in die rätselhafte Welt der australischen Wildnis und der paradoxen Geistesgeschichte des Abendlandes.

Auf seiner Irrfahrt durch den australischen Busch gerät Tisett in für ihn lebensbedrohliche Situationen. Weder erlerntes Wissen noch die in seiner in Deutschland verbrachten Jugend gewonnene Erfahrung helfen ihm aus der Gefahr.

Gleichzeitig streift eine Gruppe Aborigines auf der Suche nach der entführten Frau ihres Anführers und auf der Jagd nach dem Nebenbuhler durch das Gebiet, worin sich Tisett verirrt hat. Er gerät zwischen die Fronten und ist zum Eingreifen gezwungen.



Man erfährt viele interessante Details über Leben, Lebensumstände und Weltsicht der australischen Ureinwohner, denen Tisett seine europäischen Befangenheiten hilflos entgegensetzt. Verzweifelt erkennt er schließlich, daß es über den Augenblick hinaus keine Gewissheit gibt und kein Zuhause außer in der Fremde, die uns aufnimmt.

*Thomas Kaut (*1952), Dichter, Erzähler, Verfasser aphoristischer Kurzformen. Als Theologe und Missionar mehrere*

Jahre im westaustralischen Busch tätig.

Thomas Kaut: Der Tag des schwarzen Schwans, 2010
ISBN 978-3-938114-57-5; 14,90 €

INHALT Nr. 1

Editorial	Bleiben Sie uns kritisch gewogen	2
Rebecca Lutter	Zauberei/Aufgepaßt	3
Thomas Kaut	Exkursion ins Totenreich	4
Charlotte Springer	Einschnitt/Im Klaren/Gesterngruß	7
Rainer Maria Gassen	In Arequipa (II, IV, V, VII)	8
Uli Kaup	Bonner Loch/Bockshornklee	10
Ulrich Bergmann	Abendgebet/glans und gloria	12
Dietmar Hübner	Wiederkunft/Telefonnotiz	13
Andreas Fieberg	Der Verlust	14
Jürgen Eis	Abstrakte Photographie	16/17
Esther Leipner	Dazwischen	18
Gloria Mendoza Borda	Unterwegs zu den Wurzeln der dichterischen Tage (Pasajera en las raíces de los días poesía)	21
Ulrich Bergmann	Zwischen Neonbuchstaben ein kleiner Hai	22
Charlotte Springer	Irr Eis	23
Dieter Fraeulin	Wiederholung I	24
Richard Lennek	Frag Würdiges	24
Uli Kaup	Tröstung	25
Helmut Schmelmer	Aber/Man lebt	25
Jürgen Born	Nichts ist vergangen	27
peter linden	der große leuchtkäfer	28
Hubert Katzmarz	Eine proletarische Weltrevolution	29
Richard Lennek	Querschläger/Unprosaisches	29
Karl Fäuer	»Laßt die Kinder zu mir kommen!«	30
Monika Lamers	SommerSonntag/Wieder Sonntag/ Sommerdornen	32
	Impressum	20

Wer geglaubt hat, ein neues Journal für Literatur und Graphik vermöchte das Interesse von Lesern kaum zu gewinnen, sieht sich getäuscht. Die Nummer 0 des Journals »500 GRAMM« erfreute sich geradezu beängstigenden Zuspruchs. Dabei hat die Redaktion durchaus auch mit schonender Kritik gerechnet, die ihr erstaunlicherweise aber versagt wird.

Kritik ist nicht nur erwünscht, sie bereitet vielmehr für unsere weitere Arbeit den fruchtbaren Boden. Wohlwissend, daß uns der Anfängerbonus ohne Gegenwert nicht nochmals zugebilligt werden wird, wollen wir mit unseren Pfunden wuchern und alles verbessern, was immerhin schon für gut befunden worden ist.

Texte ganz erfreulich hoher Qualität wurden der Redaktion in unerfreulich geringer Zahl angetragen. Es finden sich auch in der Nummer 1 überwiegend Texte aus den Federn der Redakteure. Die Autoren unter unseren Lesern bitten wir, uns aus dieser Verlegenheit zu helfen.

Für die Graphik in diesem Heft haben wir die Mitarbeit des Bonner Photokünstlers Jürgen Eis gewinnen können.

Da sich mit dem Erscheinen dieser Nummer 1 schließlich doch die helle Jahreszeit durchgesetzt hat, wünschen wir unseren Lesern Muße bei der Lektüre und eine Muse beim Verfassen von Beiträgen, auf die die Redaktion jetzt bereits gespannt wartet.

Bleiben Sie uns kritisch gewogen!

Die Redaktion

Rebecca Lutter Zauberei

Der Tag trug
ein geblühtes Kleid
und drehte sich
so schön,
obwohl es Winter war
und eisig wehte.

Die Zeiten
flossen
ineinander:
Wir waren
jung und alt
zugleich.

So kinderleicht
trug uns
ein Wohlbekanntes,
Langvertrautes
von da
nach da.

Und Alberts Garten
im geblühten Kleide
drehte sich
lächelnd
durch alle Zeiten
zu uns hin.

*Jürgen Eis: »Menscheneinöde«
(Näheres zu dem Künstler im
Mittelteil auf den Seiten 16/17)*

Rebecca Lutter Aufgepaßt

Ein schöner Traum,
zu lang geträumt
kam an den Tag.

Da schlug er hin!
Nichts blieb ihm
als ein Kater.

Das Leben aber
lachte
sich ins Fäustchen.

*Rebecca Lutter (*1930 in Stolp, Pommern
[heute: Slupsk, Polen]); Gymnasiallehrerin
für Deutsch und Latein, zahlreiche Veröffentlichungen:
Gedichte, Erzählungen; Roman-
Trilogie über die Flucht aus Pommern über
Mecklenburg nach Ostfriesland.*



Thomas Kaut

Exkursion ins Totenreich

In Erinnerung an Hellmut Brunner

Ehe Re sich anschickte, auf den Gipfeln der Pyramiden und Obelisken zu erscheinen, um auf ihnen wie auf einer stufenlosen Leiter hinabzugleiten zu den längst verlassen Kulthöhen, in die Tempelruinen, bis an die Tore des Totenreiches, damit er ein weiteres Tagesmaß lang seine Herrschaft über das Lichtland ausübe, noch in der Morgendämmerung also verließen wir die viktorianische Schnörkelfassade unseres Hotels und kletterten in das türwie fensterlose Wrack eines Leyland-Busses aus der britischen Kolonialzeit.

Kaum hatten wir das fin de siècle des europäischen Luxusviertels Kairos hinter uns gelassen, fuhren wir entlang realsozialistisch anmutenden Stahlbetonschrankenlagen, vorbei an Wellblechquartieren, Fellfetzenbehauungen, Nilschlammziegeltrümmerwohnungen, geradewegs unserem Tagesziel entgegen, dem dreißig Kilometer südlich gelegenen Wüstenfriedhof, am Totenufer des Nils der alten Pharaonenresidenz Memphis vorgelagert, nahe bei dem heutigen Dorf Saqqara. Dort beabsichtigten wir, zu hehren Studienzwecken versteht sich, die Grabanlagen der Könige und ihrer höheren Hofbeamten aus der Zeit des Alten Reiches zu besichtigen und zu erkunden.

Vor allem aber war unser Interesse auf die berühmte sechsstufige Pyramide Dschosers, des Begründers der Dritten Dynastie im 28. Jahrhundert vor Christi Geburt, mit einigem Nachdruck gelenkt worden. Die Anfertigung eines ausführlichen Referates zu einem Gebäudeteil, einer Skulptur, einer Hieroglyphe, einem Schmuckstück oder einem Ereignis betreffend die Epoche Dschosers nebst entsprechendem Vortrag vor Ort war nämlich unumgängliche Teilnahmebedingung für diese distinguierte und staatlich geförderte Studienreise. Auch eine geheimnisumwitterte, üblicherweise unzugängliche Gräbergalerie aus der Spätzeit der altägyptischen Geschichte, angelegt zur Verehrung des vergöttlichten Baumeisters Imhotep, des Architekten der Großbauprojekte Dschosers und dessen Nachfolgers Sechemchet, war uns dank großzügigen Entgegenkommens der Kairener Altertümerverswaltung zur Besichtigung in Aussicht gestellt worden.

In der Tat, eine bevorzugte Behandlung dieser Gruppe von Tübinger Studierenden der Ägyptologie samt ihrem Lehrkörper ließen sich die neuzeitlichen Behörden Ägyptens unter Muhammad Anwar As Sadat angedeihen, war doch unser erst vor einem

Jahr in Tübingen promovierter Kommilitone Mahmut al Nassir zum Direktor der Altertümerverswaltung und Staatssekretär im Kulturministerium aufgestiegen. Auch jetzt, da wir an einer Unfallstelle in einen typisch ägyptischen Verkehrsstau geraten waren, rien ne va plus, befreite uns eine eilends herbeorderte Polizeieskorte aus der mißlichen Lage allzu langen müßigen Wartens. Mein Blick wurde fortgerissen von den in der Morgendämmerung schattenhaften Gestalten, die noch oder vielleicht auch schon zu dieser Zeit aus Abfallhaufen Eßbares herausuchten.

Mehr als lediglich geheuchelte Bewunderung bildungsbeffissener Halbgebildeter, obwohl die mei-

erregenden Entwicklung bis zum bisher unüberbotenen Höhepunkt der Cheopspyramide markiert. In seiner behäbigen Massigkeit von sechs aufeinander getürmten, sich nach oben jeweils verjüngenden Mastaben aus Kalkstein mit rechteckigem Grundriß und einer Gesamthöhe von nahezu sechzig Metern überthront er das weite Areal der Totenstadt Saqqaras und zugleich die achtundzwanzig Meter unter der Erdoberfläche liegende Gruft des Pharaos. Mehr als die pflichtschuldigt gebotene Bewunderung entrang sich uns beim Anblick dieses künstlerisch geschaffenen Monumentalmausoleums, dünkten wir uns doch unter der kundigen Führung der wandelnden ägyptologischen Enzyklopädie in Gestalt unseres



Photo: Jürgen Eis

sten von uns genau dies waren, entlockte uns das in allen Reiseführern als einzigartig angepriesene Monumentalbauwerk Imhoteps – richtiger der uns namenlos gebliebenen Arbeiter und Fellachen, die damals wie heute auch noch als verfügbares Wirkungsmaterial einer Erwähnung in Annalen, Chroniken, Bauplänen, ganz zu schweigen von Geschichtsbüchern oder gar akademischen Vorlesungen, schwerlich für wert befunden wurden und werden – jenes gigantischen, alle Normalmaße sprengenden Gebäudekomplexes, der kunstgeschichtlich den Anfang der

Tübinger Professors und in Begleitung einer weiteren durch Habilitation und Dozentur als Expertin ausgewiesenen Archäologin und Kunsthistorikerin besser ausgestattet als der branchenübliche Baedeker-Reisende, allerdings auch weitaus stärker dazu verpflichtet. Dies nicht zuletzt wegen des gestrengen und leidenschaftlichen Engagements unseres Hochschullehrers alter Schule, mit dem er sich geradezu euphorisch bis hin zur Identifikation in das Studium der Kultur, Geschichte und Religion Altägyptens vertiefte. Hatte er uns doch erst am Tage zuvor bei einer



»» Führung im Kairener Museum unter der Kolossalstatue Echnatons bekannt: »Schauen Sie in dieses von Fanatismus verzerrte Gesicht! Völlig unägyptisch! Sein Glaube an Aton als einzigem Gott – völlig unägyptisch! Widersprechen Sie mir nicht! Ich glaube an Amun!«

Wie gewaltig aber irrten wir uns in unserer hyperphiltrösen Überheblichkeit! Was wußten wir wirklich mehr als der wissensdurstige Bildungsreisende? Unser harnte eine Erkenntnis, eine Einsicht, die jeglichen Bildungsmaßstab als völlig unmaßgeblich erweisen würde.

Wieder das Entgegenkommen der Altertümerverwaltung: der uns beige-sellte Dragoman führte uns hinab in die Grabkammer Dschosers. Auch hier unsere pflichtgemäße übergebürliche Bewunderung, dankbar, da eingedenk des Privilegs, genießen zu dürfen, was besser zahlenden Gästen vorenthalten wurde: »Phantastisch! Wunderbar! Diese Nachbildungen von Wandbehängen in türkisfarbener Fayence, einfach gelungen!« Tatsächlich, nichts von der Pracht, die den Pharaon Dschoser in seinem oberirdischen Dasein umgeben haben mochte, mußte er, für Ewigkeit mumifiziert, in seinem unterirdischen Vorhandensein entbehren. Alles war in Stein auf Dauer bereitgestellt. Unbewegt und leblos wie der Pharaon selbst. Zwecks Unvergänglichkeit standen ihm auch in steinernen Reliefdarstellungen Hofstaat und Diener auf immer zur Verfügung. Nur von den vermuteten Edelmetallschätzen hatten die neuzeitlichen Grabräuber, als Archäologen akademisch legitimiert, nichts mehr vorgefunden. Und von der einbalsamierten Leiche des Pharaon bezeugte nur ein außerhalb der Grabkammer

entdeckter Fuß ihre ursprüngliche Anwesenheit.

Jahre-, jahrzehntelang hatten hier seine Untertanen, gehorsam dem Gebot ihres Glaubens und Imhoteps, nicht eine Gruft, nein, vielmehr eine unterirdische Palastanlage in Verbindung mit einem oberirdischen Ensemble von Prunkbauten geschaffen, die Residenz des zum Gott Osiris gewandelten ewigen Herrschers, der sich längst aus dem Staube gemacht hatte. Doch in den Abbildungen aus währendem Stein war der Status der Untergebenheit für die Untertanen auf ewig festgehalten. Leben durch Unwandelbarkeit verhielt hier die *Maat*, diese hierarchische unveränderliche Weltordnung, der uralte Traum des Mythos.

Unsere Ankunft hier unten aber bedeutete die Invasion der Geschichte in diese uns und der Geschichte unverständliche Welt, die keine Geschichte will. Meine Gedanken und Gefühle schufen einen Raum, der sich des Grabes und der Grabesruhe pietätlos bemächtigte. Klanglose Laute hauchten gleichwohl mich an aus den steinernen Abbildungen erkalteten Lebens inmitten der Verwesung einer Kultur, der auch ich mein Bewußtsein verdanke, und formten unheimliche Anwesenheit: Wehmut, Sehnsucht, Hoffnung; Furcht, Angst, Schrecken. Ich weiß, dies waren meine momentanen Empfindungen, nicht unbedingt die Empfindungen der alten Ägypter. Ich weiß aber auch, diese Empfindungen wurden geweckt durch das Gespräch mit den Selbstdarstellungen von Menschen über fünf Jahrtausende hinweg. Sie wünschten genau dieses mitzuteilen: Wehmut und Schrecken, Sehnsucht

und Furcht, Hoffnung und Angst. Wer sich der Geschichte verdankt und ihr zu lauschen vermag, hört die Stimme gepeinigter Menschheit mit dem Herzen, das geduldig auch fünftausend Jahre lang zuzuhören bereit ist: Hoffnung und Angst.

Aufgetaucht aus der unterirdischen Eiseskälte in die brütende Mittagshitze der Sahara, streiften wir unsere Jacken und Wollpullover ab. Dazu aufgefordert, warfen wir einen Blick in eine Kalksteinkammer vor der Stufenpyramide, den Serdab, worin in Lebensgröße ebenfalls in Kalkstein die Statue Dschosers für ewig thronte. Durch zwei gemeißelte Sehlöcher in der Stirnwand des Serdab begegneten die Augen des Pharaon, trotz völliger Zerstörung der ursprünglichen Glaseinlagen noch scharf und gebieterisch, unbeweglich und dennoch durchdringend den meinen. Die Zeit stand still für diesen Augenblick, und ich wurde gewahr, ich spürte es, es erschütterte mein Herz: Ich hatte Angst und verabscheute diesen Herrscher. Mißbrauchte Macht! Keine ästhetische Theorie, keine kunstgeschichtliche Errungenschaft, kein noch so humaner Fortschritt, kein historischer Sieg können sie rechtfertigen! Doch Geschichte kennt keine Revision von Sieg und Niederlage, bei Strafe des Identitätsverlustes; Geschichte schreitet weiter, vielleicht voran, durch unser Handeln, durch unsere Arbeit zu dem Ziel, das wir ihr einstiften. Befreiung ist möglich! Ich hoffe! Ich bewunderte diesen König!

»He, laß mich endlich auch mal gucken! Du hältst den Betrieb auf!« Michaels Stimme rief mich in die Gruppe und meine Reisepflichten zurück.

Wir brachen zur versprochenen Gräbergalerie auf, passierten nach Zahlung des auch bei Sondergenehmigung angezeigten Bakschischs – denn das Wohlwollen der Altertümerverwaltung wurde den Einkünften ihrer Angestellten nicht entgegengebracht – die Absperrungen und tauchten in die Erde ein. In diesem Bereich, so wurden wir belehrt, hätten schon die Ägypter des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts das Grab des von ihnen als Gott verehrten Imhotep vermutet, den sie insbesondere als Nothelfer angerufen hätten. In hellenistischer Zeit sei er mit dem Heilgott Asklepios identifiziert worden.

(Fortsetzung auf Seite 25)

Charlotte Springer Einschnitt

Das Blatt verkeilt – schwer öffnet sich
der runde Schnitt
endlich gibt er nach
der Widerstand
lindert nichts, auch keine Sehnsucht

Lege Wange an den Samt
die feuchten Zeilenringe
auf der Zunge
Heugeschmack

Im Klaren

ein schluck nur
löste die zunge
war ein gutes wässerchen
das keinen trüben konnte

auf der zunge lag die lösung
die säure lauerte dahinter

Gesterngruß

harzig
liegen vergangene wälder
in den nasenflügeln
erinnern
an die bernsteine kommender jahrtausende

*Charlotte Springer (*1964 in Jülich), langlebig in Bonn, mehrjähriger Aufenthalt in Frankreich, Studium der Romanistik und Kunstgeschichte, tätig als Sprachlehrerin für Französisch und Deutsch als Fremdsprache.*

*Thomas Kaut (*1952 in Kleve), seit 1972 wohnhaft in Bonn, Theologe; Studium der Katholischen Theologie, Klassische Altertumswissenschaft und Allgemeine Sprachwissenschaft in Bonn, Münster, Wien, Tübingen und Köln, Promotion; Religionslehrer an der Hauptschule, Missionshelfer im australischen Busch, wiss. Mitarbeiter, z. Zt. wiss. Übersetzungsberater in Russland und Südosteuropa; verfaßt neben wissenschaftlichen Beiträgen auch Gedichte und Erzählungen.*



Photo: Jürgen Eis

Rainer Maria Gassen In Arequipa

dem Dichter José Ruiz Rosas respektvoll zugeeignet

II – An der Klostermauer

An eine weiße Mauer angelehnt;
ein dunkles Lächeln unermüdlich auf
den schwarzen Lockenkopf gerichtet; er
hält ihre Hand, legt sie an seine Brust.

Zeit ist hier nur anderen verstrichen;
Worte flüstern, spielen miteinander:
eingatmet, wieder freigelassen
wehen sie in trägen Mittagswinden.

Da ruht sie ihren Kopf an seinem Arm,
ihr braungesträhtes schwarzes Haar umrahmt
geschloss'ne Lider, und er zieht sie nah
an sich; auch er schweigt jetzt in ihr Gesicht.

Kommt daher ein schmutzig blonder Hund, hält
inne – schaut – und läuft gemächlich weiter.

Rainer Maria Gassen
(*1946 in Koblenz), Studium
der Anglistik in England und
der Germanistik in Deutsch-
land; Veröffentlichungen in
Literaturzeitschriften und
zuletzt »Faneika – Du
Schöne« (Sonette. Free Pen
Verlag, Bonn 2009). Initiator
und Moderator der Lesereihe
»Bonner Ausblicke«.

IV – Unter spanischen Damen

Ein Reich für Frauen in der Festung, fern
und außerhalb der Stunde, regelrecht,
»Silencio«, mahnt mich, wie schon ewig, groß
in strengen Lettern: hier bin ich nur Gast.

Säulen so massiv, als müssten sie den
Himmel tragen, schweigen den Besucher
an, und duckt sich auch der Baum inmitten
des Gevierts, doch flüstert's in den Blättern.

Verwaiste Zellen wahren standhaft die
Geheimnisse der Damen, die hier krank
vor Heimweh träumten von Palästen in
der alten Welt, von Küssen, Tanz und Spiel.

Sahen sie – wie ich – die träge Wolke
schlierig hinter ihren Tränen ziehen?

VII – Casa del Moral

Im Innenhof ein Maulbeerbaum, auch stumm
erzählt er mir; die Worte muss ich erst
erfinden – auch in einer Sprache, die
ich nicht verstehe – lerne ich von Dir.

Kind noch war die Frau, mit Flüsterstimme
haucht' sie Dir Geheimnisse in Deine
tausend Ohren, wusste alles sicher
anvertraut in Deinem langen Schatten.

Fast drei mal hundert Jahre schweigst Du schon;
dem Fremden – nur mit Deinen Gesten – gibst
Du preis, wie stolz die Frau ihr Schicksal trug,
sie Dich liebkost' mit ihrer Sklavenhand.

Wenn ich wiederkehre, wirst Du spüren,
wie verschwiegen ich den Schatz bewahre.

V – Deine Augen

Tief eingekerbt und in die Stirn gefurcht:
unendlich viele Stunden nur mit Dir
durchwacht in Kämpfen um und gegen ein
geschenktes Wort bist Du erschöpfter Sieg.

Zahlst Du stoisch einen Preis, der nie von
Dir gefordert war, wenn keine Rücksicht
Dich beirrt hätte, und alle Zweifel –
überwunden noch – Dir Wunden schlagen.

Verstumte Klänge drängen sich Dir auf
und werden Echo, wie nur Du es hörst;
eilst Du voraus und wiegst uns mählich ein
zum Tanz nach der Musik in Deinem Vers.

Seh' auch ich mit Deinen Augen meine
Nacht: den Sternenstaub auch hinter Wolken.

Perús bedeutendster lebender Dichter, **José Ruiz Rosas**, wurde
1928 in Lima geboren. Seit 1950 lebt er in Arequipa. Er hat seit
1951 mehr als ein Dutzend Lyrikbände veröffentlicht. 2008 wur-
de er in die peruanische Academia de la Lengua aufgenommen.
In Deutschland erschien 2009 die zweisprachige Anthologie »El
viento donde tus qué exclamas/Der Wind, der dein Staunen trägt«
im Verlag Ralf Liebe.

Arequipa, auf etwa 2.300 m Meereshöhe mit nicht ganz 800.000
Einwohnern, ist die Hauptstadt der gleichnamigen Region im süd-
lichen Perú. Überragt wird die Stadt von zwei gewaltigen etwa
6.000 m hohen Vulkanen, »El Misti« und »El nevado Chachani«.
Im Museo Santuarios Andinos wird eine mumifizierte junge Frau
aufbewahrt, der man den Namen »Juanita« gegeben hat.

Eine Alte stakt mühsam über zwei Krücken gebeugt die lange Treppe in die Unterwelt hinab, eine abgenutzte gelbe Tasche, an langen ledernen Henkeln baumelnd, um den Hals gehängt. Halb rückwärts, halb seitlich fortschreitend, hievt sie sich von Stufe zu Stufe, das Gesicht knapp neben der Wand überm Treppengeländer, alle Aufmerksamkeit nach unten auf ihren schweren Weg gerichtet, jedesmal den linken Fuß voran; danach die linke Krücke, dann den rechten Fuß hinterher, dann noch die zweite Krücke wie in Einzelbildern einer extremen Zeitlupe; auf jeder Stufe erschöpft innehaltend; aber ohne je den Blick zu heben; immer nur wieder auf den nächsten Schritt konzentriert. Nichts weiter nimmt sie wahr, niemanden sonst, der vorübergeht. Wie lange mag es her sein, dass ein Verliebter, eben mit ihr ganz oben angekommen, sich, wie dereinst der mythische Sänger Orpheus, gegen die mit dem Herrn der Unterwelt getroffene Vereinbarung, die erst jenseits der Schwelle zum Licht enden sollte, voreilig umgeschaut hatte, um in ihr geliebtes, noch junges Gesicht zu blicken, das zum Leben zu erwecken er nun vergeblich als Bittsteller zum Hades herabgestiegen war, weil sie sich im selben Moment von ihm abwandte und schon treppabwärts zurück in die Unterwelt floh –

seither muss sie unterwegs sein, immer weiter hinab, wie lange schon ...

Und auch ich drehe mich jetzt noch einmal zu ihr um, nachdem ich sie längst überholt habe und ganz unten angekommen bin.

Sie schaut nicht auf.

Ich bin in der Unterwelt. Sie ist voller Lichter, Lärm und Gedränge. Unter Einheimischen ist dieser Ort als das »Bonner Loch« bekannt. Vom Gang, der vom Fuß der Treppe geradeaus wegführt, zweigen Bahnsteigangänge zur Eisenbahn ab, die man gelegentlich, kaum mehr als drei Meter überm Kopf, schwergewichtig hereinrumpeln hört. Wendet man sich nach rechts, findet man eine unterirdische Ladenzeile – Zeitschriften, Tabak, ein Pornokino, einen türkischen Imbiß – und gelangt zur U-Bahn, deren Bahnsteige noch eine Etage tiefer liegen. Nach links führt eine Rampe ans Tageslicht zum Busbahnhof hinauf.

Gesichter hasten vorüber. Ein Junge – harter Blick, der nichts trifft, von einer Zigarette vorwegnehmend zugestopft; hier und da kaputte Trainingsanzüge mit Bierdosen; ein junger Farbig, wie aus dem Überraschungsei gepellt, der sich ständig umschaute und etwas an sich zu haben scheint, das man kaufen könnte; ein paar Frauen mit Tunnelblick; ein Vater mit drei buntgeschminkten Kindern auf dem Weg zum Karnevalszeit

auf dem Münsterplatz, wo Musik gemacht wird und man im Frohsinn badet, verschiedenerlei müden Blicken ausgesetzt, sortiert nach Alter, Farbe, Geschlecht, Haarschnitt und dem Markenschild am Fuß, den Knopf des Handys in jedem zweiten Ohr, und alle aus dem ausgerollten Teig desselben Bäckers gestanzt, der sie, im siedenden Fett gebacken, für Heller ver-

schleudert hat; wie die Krapfen, die man zu Karneval in überzuckerten Haufen vertickt, einer Bestimmung entgegeneilend, die jeder weiß und die der Atemluft unter der Stadt beige-mischt ist wie ein säuerlicher Hauch aus unterirdischen Kanälen, wie aus einem Loch in der Magenschleimhaut der Stadt, die sich hier unten durchgescheuert hat. ●

Bockshornklee

In plötzlicher Bestürzung

Kurvenlage –

die Feder sticht ins Auge,

fremd,

dem Auge gegenüber,

im Rückblick auf den engeren Kreis,

noch während man ihn schon wieder ferner umkreist

wie auf Schienen.

Die nächste Kehre der Straßenbahn ruft aus der Nacht hervor,

was unbemerkt abseits gestanden hatte, nebenan –

ein Transparent mit sieben Siegeln,

dich.

Nun bist du hier, bist angekommen, und überall ist nirgends, in einem Netz aus Licht und Fremdheit, die keine Neugier mehr enthält; und dein kälterer Blick fühlt sich angeblickt von den schweigsamen Gestalten noch halb nackter Bäume, die draußen auf dich zu warten scheinen, verwegener Gesellschaft gleich auffahrende Gesten ausstellend, wie in erstarrten Tänzen begriffen,

die dem verstummen Himmel gelten müssen,

und ausgestreut in verdunkelten Kein-Haus-Idyllen zwischen abstrakt

verträumten Fassaden einer sich selbst nicht bewußten Verlassenheit,

die sich das Spotlight gibt,

so wie ich mir den Spiegel, in dem du erstehst,

in vornehmer Abwesenheit

mir gegenüber.

Und dort,

wo die Nacht am tiefsten ist,

hinter dem Licht,

steht mein Stern.

*Uli Kaup (*1952 in Köln), hat in Physik promoviert und verfügt über viel Erfahrung mit Computern. Er schreibt Lyrik und Prosa und bevorzugt im allgemeinen kurze Formen. Warum er schreiben soll, verriet ihm wahrscheinlich sein Bildschirm – kurz und bündig: Press Enter to Exit!*

Ulrich Bergmann
Abendgebet

Bald muss ich fallen, was mir gar nicht passt,
ins kalte Bett, sodass dann unten liegt,
was jetzt noch oben sitzt auf dünnem Ast -
Geliebte, sieh, wie zart die Hand sich biegt,

mit der ich meine Verse schreibe,
damit ich noch viel länger bei dir bleibe.
Ich bohre intensiv
in dein Gehirn mich ein. Ich stecke tief

in deinem Mund und sinke hin
zum Grund des Seins. Das ist mein Fluch.
Doch wachse ich aus einem neuen Buch
viel stärker noch und schöner, als ich bin.

Das Himmelsnetz löscht alle Fragen – doch
ich stoß mich noch im Tod ins Lebensloch.

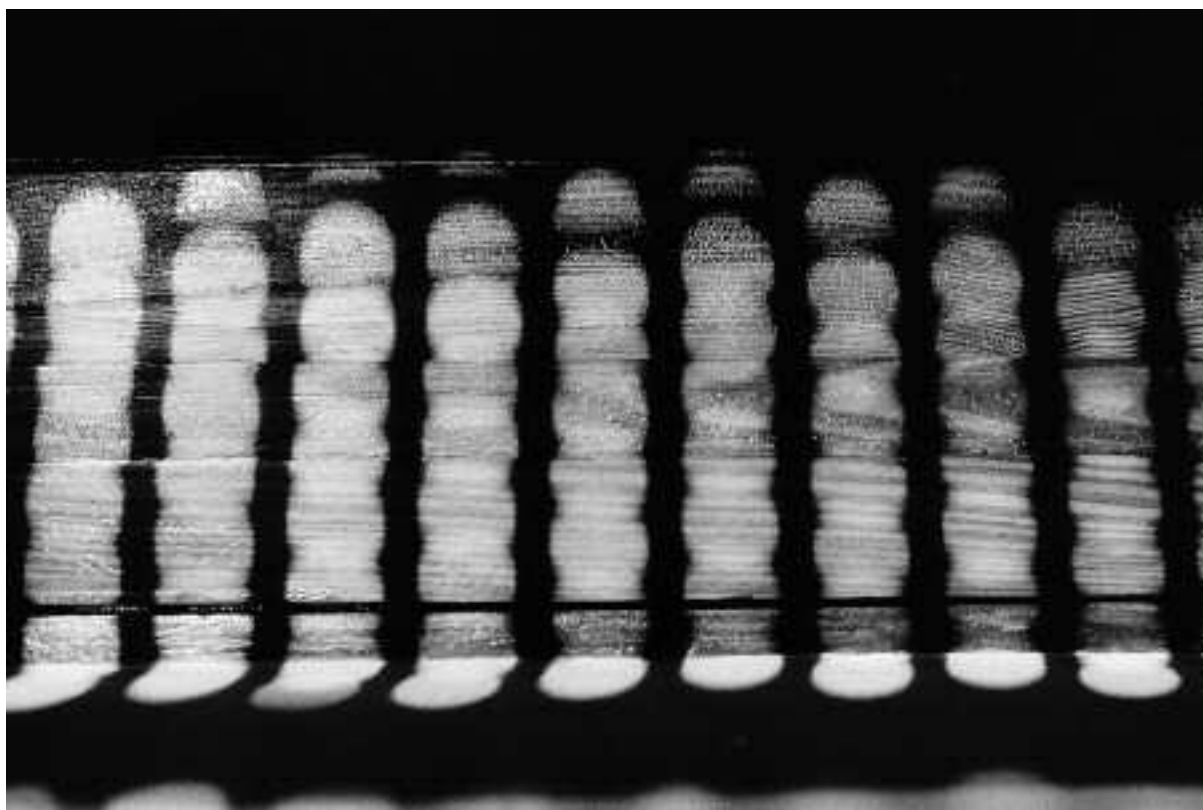
Ulrich Bergmann
glans und gloria

ach schicksalhaft fixiert auf fixe schicksen
so rennst du bis an deine letzte grenze
doch schlenzt du schon vom gipfel deiner lenze
und musst verflixt die schicksten nixen tricksen

du musst gewinnrezepte feiler mixen
lern feine lebensart in voller gänze
dann windest du dir letzte geile kränze
ach gott der geist muss immer dreister wixsen!

die lende lenzt und sehnt sich zu verschwenden
ganz manisch will Es nunmehr panisch glänzen
Es grenzt sich aus in zerebralen spenden

so geilts das hirn geheilt von den potenzen
wie wenn sich pflicht und neigung schlicht verbänden
hybrid gestylt mit extra steilen schwänzen



Photos: Jürgen Eis

Dietmar Hübner
Wiederkunft

Es wird wohl Zeit,
Die Türen fester zuzusperren; man fragt
Im Laden nach Schlagholz und Draht,
Tauscht Spiritus, einen Spaten, die Geige.
Auf den Wegen eilen Karren mit Ziegeln vorüber,
Und in jedem Haus wachsen die Flure.

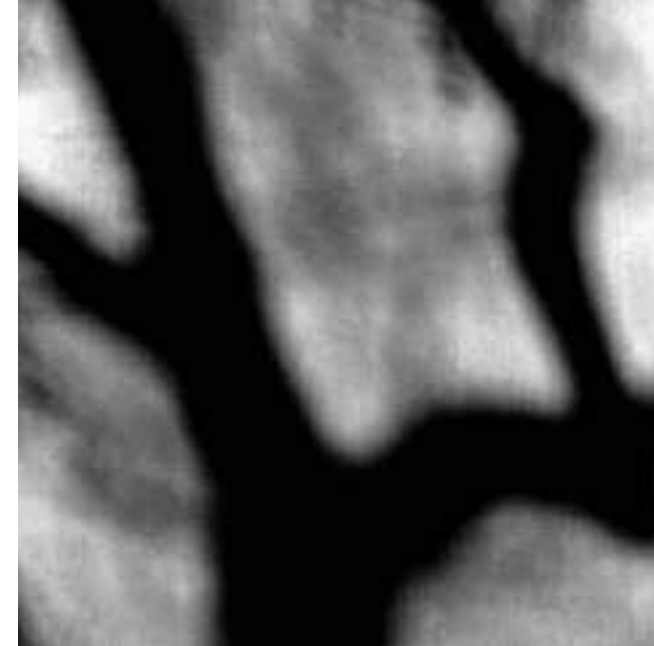
Wir merken bereits,
Dass unsre Knochen nicht mehr gut zusammenhalten.
Binden müssen wir sie, an jeglichem Morgen,
Mit knotigen Stricken aus Rosshaar und Hanf.
Die flechten wir unten im Nebel am Bachbett
Und halten sie straff und nennen sie Seelen.

Im Straßendunst
Beißen jetzt Frauen nach den Waden; man rafft
Kinder und Koffer, die Blicke wie Zapfen.
Vom Horizont rollen Väter
Am Himmel heran, schwarz quellend
Und manchmal gelb zackend und lautlos.

Und abends im Bad
Suchen wir heimlich auf dem Rücken des andern
Nach jenen Knospen über den Schulterblättern,
Von denen man hört. Dem Nachbarn ist dort zuletzt
Ein Paar Flügel gewachsen, seither
Weint es zuweilen von weit in der Leitung.

Ein fernes Licht
Soll hinter den Schloten steigen; man sagt,
Ein Heiland ziehe über die Hügel,
In schweren Stiefeln aus Biberpelz.
Der rede in alten Sprachen, wie Blattwerk,
Und besuche die Hütten
Und sammle Hunde um sich her.
Was meinst du, vielleicht ist es Zeit,
Fischer zu werden.

*Dietmar Hübner (*1968), arbeitet als Philosoph an der Universität Bonn und ist als freier Autor im Köln-Bonner Raum tätig. Gedichte und Erzählungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.*



Dietmar Hübner
Telefonnotiz

Vor kurzem rief mich meine Seele an
In einer jener traumverklebten Nächte.
Ich habe sie nicht gleich erkannt
Und gähnte, dass sie sich gewiss verwählte;
Es klang nach einem Ferngespräch.

Die Leitung voller Störgesumme,
Und dünn und schief war jedes ihrer Worte.
Es ging wohl um ein Liebesding,
So dass ich höflich »Hm« und »Soso« brummte
Und rasch die Lust daran verlor.

So saß ich stumm im Halbmondscheine,
Derweil sie sich an meinem Ohr entleerte.
Darüber fiel ich bald in Schlaf,
Erwachte kurz, als sie verzweifelt weinte,
Gleich hätt sie keine Münzen mehr.

Und dabei wär die eine Frage,
Die wie ein schwerer Pechstreif auf ihr brannte
Und sie erdrückt, noch ungefragt.
Ein Name fiel, den ich nicht ganz verstand –
Dann gab es einen Klick. Ich hing
Den Hörer auf und dachte brav:
War es am End so dringend, wie sie sagte,
Dann ruft sie sicher noch mal an.

Andreas Fieberg Der Verlust

Die Fremde tritt wie aus einer Nebelwand hervor und kommt auf ihn zu. Es ist eines jener Ereignisse, bei denen unvermittelt zwei Perspektiven miteinander verschmelzen. In der neu entstandenen räumlichen Empfindung folgen die Worte, Bewegungen, Handlungen und Begebenheiten unsichtbaren, aber festen Bahnen, die schon Gewißheit sind, Sekunden, bevor sie beschritten werden.

Dieses Deja-Vu elektrisiert ihn. Er kennt diese Frau, an die er sich nicht erinnert. Er spürt, was als nächstes geschehen wird, ohne es zu wissen. Das ist der erste Moment einer verwirrenden Klarheit, seitdem das Schicksal ihn vor langem aus der Kurve getragen hat.

Damals lebte er noch nicht allein. Er hatte seiner Frau, die sich im Nebenzimmer aufhielt, eine Frage gestellt, aber vergeblich auf eine Antwort gewartet. Sie hatten sich eine ganze Weile durch die offene Tür hindurch unterhalten, ein jeder mit seinen Angelegenheiten beschäftigt. Das taten sie gern, besonders wenn es sich um einfache, monotone Tätigkeiten handelte, die sie nicht von ihrem Gedankenaustausch ablenkten. Er mußte noch die Belege für eine Steuerklärung sortie-

ren, während sie dabei war, aus Papier einen komplizierten Gegenstand zu falten, den sie als »Umstülpkörper« bezeichnete. Im Hintergrund hatte Musik gespielt, die jetzt verstummt war, ebenso wie seine Frau, als hätte die Stille, die sich wie eine leere Landschaft öffnete, sie verschluckt. Er stand auf und ging nach nebenan. Bis zu diesem Zeitpunkt war sein Leben normal verlaufen; in dem Moment aber, als er über die Schwelle trat, war es damit vorbei. Das Zimmer war leer, seine Frau verschwunden wie eine Faust, wenn sich die Hand öffnet. Er rannte in die Mitte des Raums, rief ihren Namen, drehte sich um die eigene Achse. Keine Antwort. Das also war damit gemeint, wenn man sagte, jemand habe sich in Luft aufgelöst. Buchstäblich. Aber auch die Luft selbst schien zu verschwinden, als würde sie aus dem Raum gesaugt und ihn in einem Vakuum zurücklassen.

Es dauerte lange, bis er wieder zu einer Bewegung fähig war. Die Fakten, die er zusammentrug, als er wie in Trance die Wohnung inspizierte, halfen ihm nicht. Der Rest von Geistesgegenwart, an den er sich geklammert hatte, sackte vollends in sich zusammen, als er feststellte, daß die Kette an der Wohnungstür noch vorgelegt war. Auf diesem Wege konnte sie die Wohnung

also nicht verlassen haben, ebenso wenig wie durch eines der Fenster, die allesamt fest verriegelt waren. Noch einmal rief er ihren Namen, die Akustik war plötzlich merkwürdig flach, er sah die Wohnungseinrichtung und erkannte schlagartig, wie unbeseelt jeder einzelne Gegenstand war, ein Sammelsurium wie in einer Möbelausstellung, das durch keinen Gedanken, keine Berührung jemals belebt worden war. Ihre Abwesenheit war intensiver als es ihre Gegenwart je gewesen war: Jetzt, wo sie verschwunden war, spürte er sie deutlicher als zuvor. Er rechnete damit, sie plötzlich hinter sich zu bemerken oder sie durch die Tür kommen zu sehen und in ihr lachendes Gesicht zu blicken. Aber das geschah niemals. Schlimmer noch: Auch die Dokumente ihrer Existenz – Fotos von ihr, ihre Kleidung und persönlichen Gegenstände, ihre Kunstwerke – waren einfach ausgelöscht, als hätte es sie nie gegeben.

Die Welt leugnete, daß sie jemals Teil seines Lebens gewesen war, aber in seiner Erinnerung blieb sie so lebendig wie am ersten Tag. Wenn er die Augen schloß, sah er ihr Gesicht noch immer deutlich vor sich, jede Kleinigkeit war ihm gegenwärtig, er hörte den Klang ihrer Stimme, roch den Duft ihres Parfüms, ja, er spürte sogar ihre Berührung, als hätte sich ihre Hand gerade erst von ihm gelöst. Es gab Zeiten, da wurden diese Erinnerungen, die keine Entsprechung mehr hatten, unerträglich. Er konnte sich niemandem anvertrauen, und er hatte Angst, verrückt zu werden. Er tat nichts mehr, und an den Abenden brachte er seine Gedanken in einer nahen Kneipe zum Verstummen.

Die Fremde, die sich wie selbstverständlich ihm gegenüber an dem Tisch niedergelassen hat, ist eine ungebetene Einmischung, eine Störung. Wenn er eines will, dann in seinem Elend alleine sein, das sich weder erklären noch beseitigen läßt. Nach den ersten, widerwillig gewechselten Worten entdeckt er jedoch erstaunt, wie leicht es ihm fällt, sich der Fremden zu offenbaren, die ihm so unnatürlich vertraut vorkommt, und ihr zu erzählen, was ihm zugestoßen ist, so unglaublich es auch erscheinen mag.

»Es ist ganz und gar nicht unglaublich«, sagt sie jetzt, seinen Gedanken erratend. »Es ist nämlich schon einmal passiert. Und zwar mir. Ich habe auch jemanden verloren, auf genau dieselbe absurde Weise.«

»Tatsächlich?« Selbstüchtig reißt er dieses Geständnis an sich, wie ein Geschenk, das nicht für ihn bestimmt ist.

»Und, haben Sie ihn wiedergefunden?«

»Ja, das habe ich.«

»Wann? Wo?«

»Heute.«

»Heute! Wie ist das möglich?«

Seine Verwirrung hat jedes Maß überstiegen, ihn schwindelt. Noch wehrt er sich gegen die Einsicht, die ihn anspringt wie ein Pitbull. Da ist ein Echo, ein Echo aus der Vergangenheit, dessen Quelle unsichtbar ist hinter einer Nebelwand.

»Er ist hier«, sagt die Frau. Er läßt zu, daß sie nach seiner Hand greift. Ihre Verzweiflung kommt über ihn wie eine heranrollende Welle, gegen die er machtlos ist. Ohne es zu wollen, schluchzt der Mann auf. Dann der Satz, der alles beantwortet.

»Du bist es«, hört er die Frau sagen. ●

*Andreas Fieberg (*1964 in Essen) lebt in Bonn; verschiedene Redakteurs-, Herausgeber-, Lektorats- und Verlagstätigkeiten. Von ihm erschienen: »Der Traumprojektor. Skurrile Geschichten« (1992, vhk Bonn). SFCD-Literaturpreis, Kategorie »Beste Kurzgeschichte 1995«. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.*

Jürgen Eis
Abstrakte Photographie



*Jürgen Eis (*1956), Studium der Künstlerischen Photographie in Köln, lebt und arbeitet in Bonn. Die in dieser Ausgabe vorgestellten Graphiken stammen aus den Reihen »Im Anfang«, »Menschen-einöde« und »Schatten«. Weitere Werke sind im Internet unter www.juergen-eis.de zu sehen.*



Esther Leipner Dazwischen



Wir vergessen alles. Alle Namen. Ich suche nach einer Erklärung, einem Zeichen. Alles vergessen, was ich vergessen wollte.«

Die alte Frau murmelte die Worte vor sich hin, immer wieder, presste eine Lidl-Tüte an sich. Sie hastete in groben Winterstiefeln die Straße entlang, am Müllcontainer vorbei, schwer, schwer waren die Stiefel. Der kalte Wind schnitt in ihre dünne Greisenhaut. Steingrauer Himmel. Krähen formierten sich. Hassen, man sagt *hassen* in der Jägersprache, wenn sie so krächzen.

Weg. Wohin? Zur Erinnerung. Eine Mutter vergisst doch nicht. Das Kind. Das Kind ist weg.

Sie lief weiter, den Kopf gesenkt, fast wie ein Spürhund schnüffelnd, der Erinnerung hinterher.

Das war es: »Der Leib Christi«. Das Mädchen steht vor dem Altar, ein weißer Blütenkranz schmückt das lockige, blonde Haar, ihr Gesicht mit den großen Augen ist offen, arglos dem Pfarrer

zugewandt. Sie öffnet den Mund, eine kleine, rosa Zunge schiebt sich langsam heraus. Der Leib Christi. Der Priester legt ihr die Hostie auf die Zunge. Vorsichtig lässt sie die Hostie auf der Zunge zergehen – nur nicht draufbeißen, vorsichtig – vielleicht an den Gaumen kleben.

Ja, so ist es gut. Niemand wird verletzt. Jetzt hebt der Priester den goldenen Kelch, unnahbar, mit göttlicher Autorität.

Es ist schön, wenn man nichts voneinander weiß. Alles ist grau. Oder man kann sich selbst alles zurechtlegen, niemand soll fragen, woher ich komme, wohin ich gehe, wie ich heiße. Ich kenne meinen Namen nicht. Ich habe ihn vergessen. Mann und Frau beugten sich über mich, als ich ganz neu in die Welt geblinzelt habe, so wenig verstand wie heute, und sie gaben mir einen Namen, den Namen in bester Absicht. Ich wurde an einen Platz gestellt, von dem aus ich meine Kreise zog, alles übersichtlich, meine Kindheit – trotzdem, ich erinnere mich nicht an meine Kindheit. Dann diese Unordnung, bis sie mich verschlang.

Ich hab sie verloren, meine Kindheit. Es gibt nur noch den kalten Wind, Tränen rinnen über das Gesicht. Meine Hände, rot, rissig, keine Handschuhe. Ich balle sie zur Faust. In der anderen meine Tüte. Sie hält mich fest, gibt mir Halt, wie einem Mann die Uniform Halt gibt.

Blödsinn. Uniformen sind Blödsinn. In der Tüte ist alles drin. Meine Hefte, die von den schönen Königinnen und armen Dienstmädchen, die Hefte mit dem Edelweiß. Einmal ein Edelweiß angefasst. Weiß nicht, wer es mir gegeben hatte. Meine Finger konnten

fühlen. Das pelzige Blütenblatt. Kommt aus den Bergen, wo die Luft dünn, wenn man tief atmet, ist es, als tränke man aus einem Rinnsal kühles Wasser, ich frage mich, ob es echt war.

Es war ein Schatz und trotzdem verschwand es. Hab nicht aufgepasst. Ich ließ es einfach los. Diesmal halte ich fest. In der Tüte ist alles drin, und ich gehe, gehe.

Mein Körper ist schwer, nutzlos und verdorrt. Wohin damit? Ich war eine Frau.

Heute schleppe ich an diesem Kadaver, ziehe wie ein Dinosaurier meinen dicken Hintern durch den Schlamm, hinterlasse Spuren im Schnee. Und mein Kind streckte diese glitzernde, himbeerfarbige Zunge heraus, empfing den Leib Christi, und ich rang die Hände, wie nur Mütter die Hände ringen.

Der Choral in der Kirche, wie jämmerlich. Ein Wimmern und Jaulen aus zahnlosen Mündern. Warum ist es immer so kalt in der Kirche? Aber das Kind umklammerte stolz seine Kerze, geschmückt mit weißem Kleid und Blütenkranz im Haar, der aus Papier war, drehte sich freudvoll der klagenden Gemeinde zu, keine Männer – vielleicht ein paar unbrauchbare Greise waren dabei – stehend. Die Weiber aber knieten. In ihren roten, abgearbeiteten Händen das heiligste aller Geduldspiele, jede Perle einzeln abtastend, schwarzer Rosenkranz. Heilige Maria Muttergottes, bitte für uns Sünder! Ein gleichförmiges Gemurmel, jede Perle ein *mea culpa*.

Sie kannten keine Gnade. Keine Schuld. Das alles konnte kein gutes Ende nehmen.

Weiter. Nicht anhalten. Fauchend öffnet sich eine Tür. Ich gehe hinein, ein paar Stufen. Hier ist es warm, glatte Polster, lasse mich fallen auf diesen Platz am Fenster, nun wird es dunkel – außerhalb. Es gibt keine Verbindung mehr zwischen mir und außerhalb.

Die alte Frau tastete nach ihrem Haar, das strähmig, grau herabhing. Tastete nach der Klammer, die ihre Stirn freihielt von den dünnen Strähnen, nach ihrer Brille mit nur einem Glas, das andere war kaputtgegangen, irgendwann einmal. Außerhalb.

Niemand saß im Bus. Nur ein Mädchen, den Kopfhörer auf dem Ohr, wippte im Takt der Musik, die ih-

ren kleinen, dummen Schädel ausfüllte, hin und her. Hin und Her. Sie hatte kein Gesicht. Kein Gesicht, das sich die alte Frau einprägen konnte.

Sie ruhte aus. Das sehende Auge ruhte aus, das andere sah sowieso nicht, was es hätte beunruhigen können. Die Tüte lag nun einfach auf ihrem Schoß, ungesichert, auf ihrem ehemals kamelfarbigem Mantel, der im klinisch kalten Licht der Neonröhren seine ganze Schabigkeit offenbarte.

Sie achtete darauf, als sie das Haus verließ, alle Knöpfe akkurat zu schließen. Welches Haus? Da war kein Haus. Ein Gang, eine lange Röhre, das metallisch scheppernde Geräusch von fahrbaren Küchen, aus denen der Geruch von bläulichem Rotkohl quoll. Es gab Rotkohl. Schwester Irmgard oder Schwester Christa oder Schwester Oder (*Das ist kein Name, verdammt!*) brachte den gefüllten Napf, was Weißes war auch dabei. Alles zerstampft, wegen der Zähne, die zu groß für ihren Kiefer geworden waren, die sie nicht mehr braucht. Jetzt ist es nicht mehr weit zum Tod – dachte sie noch – nur nicht von vorn soll er kommen, ich will ihm nicht ins Gesicht sehen, dachte sie: *Fratze!*

Aber, aber, wir wollen doch nicht verhungern, sie meinte es gut, die Schwester. Sie wollte mal wieder nicht essen. Die alte Frau. Nicht schlucken. Verrührt wird alles hell. Blau-rosa. Hübsch. – Danke. Schwester. – Und schlau stopfte sie sich den Mund voll Brei, schluckte, und dann noch einen Löffel. – Na, sehen Sie, geht doch – und da spuckte das alte Weib der Schwester mitten in das runde, gleichgültige Gesicht.

Sie erinnerte sich nicht, was dann passierte, doch, der weiße Kittel verfärbte sich. Alles hell – blau, rosa. Und dann war sie auf einmal durch die Röhre nach draußen, ins Licht, hatte sich den Mantel akkurat zugeknöpft, die Brille aufgesetzt, die Klammer ins Haar gesteckt, die Tüte – wo war die Tüte – gegriffen, und ist raus.

Sie wird doch wohl gehen können. Die Frau in Weiß war eine Mörderin. Erst mit Brei füttern und dann die Freiheit ermorden. Na, ich danke! *Es* ist ganz rein. *Sie* nicht. *Sie* ist alt. Deshalb ist sie anständig und dankt, hastete unbeobachtet nach draußen und fühlte sich, als wate sie unter Wasser durch die Röhre, die

IMPRESSUM

»500 GRAMM – Journal für Literatur und Graphik«
ISSN 2190-5835 – Nummer 1 – Juli 2010

Erscheinungsweise: dreimal jährlich
Auflage dieser Ausgabe: 200

Einzelpreis: 3,80 € (bei Versand zzgl. 1,20 €)
Bezug: 500 GRAMM, Postfach 17 02 52, 53028 Bonn

Herausgeber:
Free Pen Verlag im Bonner Institut für Migrations-
forschung und Interkulturelles Lernen (BIM) e.V.,
Thomas-Mann-Straße 1, 53111 Bonn

Redaktion:
Andreas Fieberg, Rainer Maria Gassen, Uli Kaup,
Thomas Kaut, Peter Linden, Charlotte Springer

Bildnachweise:
Jürgen Eis, »Abstrakte Photographie« (Titel/Rück-
seite; Seiten 3, 5, 8, 12, 13, 16/17, 23, 26 und 32)

Gestaltung/Druck: Andreas Fieberg

Beiträge – ausschließlich unveröffentlicht – im
Word-Format erbeten an: redaktion@500gramm.de.
(Die Betreffzeile muß das Stichwort »500 Gramm«
enthalten.) Umfang maximal 20.000 Zeichen. Die
Redaktion bittet um Verständnis dafür, daß keine
Honorare gezahlt werden können. Mit der Einsen-
dung erteilt der Autor/der Graphiker die einmalige
Abdruckgenehmigung; alle Rechte verbleiben beim
Urheber. Texte erscheinen in der von den Autoren
jeweils gewünschten Schreibung. Die Redaktion freut
sich über Einsendungen, bittet aber um Nachsicht,
wenn nicht in jedem Einzelfall darüber Korrespon-
denz geführt werden kann. In »500 GRAMM« ver-
öffentlichte Meinungen oder Auffassungen geben
nicht zwangsläufig Meinungen oder Auffassungen
der Redaktion wieder.

redaktion@500gramm.de
www.500gramm.de



Tüte – die Tüte war mit. Und dann war sie draußen
und stand im kalten Wind und ging.

*In ein ordentliches Haus gehört immer eine Waffe,
das verliert nie seine Wirkung.* Ein maskuliner Satz,
gesprochen in einem wahrhaft maskulinen Raum,
ein ausgestopfter, rüddiger Fuchs, ein Raubvogel mit
starren, toten Glasaugen, weit ausgebreiteten Schwin-
gen. Dieser gemeine spitze Schnabel wollte immer
noch hacken – nach ihr hacken. Und dann diese
harmlosen Bierseidel, nach Größe aneinanderge-
reicht, blau-grau. Wie Trophäen stehen sie in der
schwarzen Vitrine, geschützt von geschliffenem Glas.
Der ein oder andere wird mit Bier gefüllt, ein
Schnauzbart taucht in Schaum, ein Handrücken
wischt den Mund. Wem gehört die Hand? Wer sagt
den Satz? – Der Vater? Oder der Mann? Sie erinnerte
sich nicht. Hastete weiter.

Es muss doch Liebe gegeben haben. Da war doch
das Kind. Eine Hand im Dunkel, die nach ihr griff. Es
gab doch das Kind. Wen kann sie fragen? – Er war
wahrscheinlich wie jeder andere. Aber das Kind.

Das Kind war wunderbar. Diese Augen. Dieser
Mund. Dieses Lächeln. Dieser Mund. Der sich so ver-
trauensvoll öffnete. Dieser Mund, der vollgestopft
wurde mit Lügen. Lügen. – Welche Lügen?

Sie erinnerte sich nicht. Es waren Lügen. Ja, das
waren sie.

Lag da, das Mädchen. Irgendwas hatte es mit sich
gemacht. Dass es so *dalag*, die Augen fern, den Mund
geschlossen. Es hatte die Frau zerrissen. Erst ein
Flüstern – sie verstand nicht. Sie hörte diesen uner-
träglich hohen, schrillen Ton.

Menschen können nicht alles ertragen. Endstation.
Das Mädchen mit den Kopfhörern war schon lan-
ge ausgestiegen. Der Fahrer drehte sich um. Gute
Frau, Endstation. Fahle Wangen, Rauchergesicht.

Die alte Frau stand auf, hielt sich kurz am Türgriff
fest, in der anderen die Tüte vom Einkaufsparadies,
Lidl stand darauf. Der Fahrer drückte den Türöffner,
wieder dieses Fauchen, aber man gewöhnt sich an
alles.

»Ist es Nacht?«
»Genau dazwischen«, sagte der Fahrer und hatte
sich wieder umgedreht. ●

Gloria Mendoza Borda

Unterwegs zu den Wurzeln der dichterischen Tage

Nichts halte ich fest
dort wo mein Dichterfloß
vorbeischwimmt
Huancané

da ist ein Staub der die Augen verhängt
meine geliebte unsterbliche Dichtkunst
die mir Vater ist Hoffnung und Abgrund
mein zerschlagenes Geschirr

meine Hekatombe auf dem Herd
Tänzerin im Wasser
Ausreißerin im Tang
ich spreche dich frei
im Namen der Klüfte und Flüsse
wo jetzt
bei Tagesausklang
deine uralte Stimme umherstrolcht
ach Flüchtige
aus ungastlicher Ferne
bring mich zurück in die Steinzeit

im Lande der Walawalas*
und der Winde
bin ich das Halbblut
das alles hergäbe
für die Erinnerung der Vögel
die im Platzregen
im verwüsteten Haus
im Reich des geächteten Kruges
von meiner Zunge picken

*Walawala (ein Wort der in Huancané gesprochenen
indigenen Sprache Aymara): kühn, stark

(dt. Nachdichtung von I. Hagemeyer und Th. Kaut)

Pasajera en las raíces de los días poesía

No tengo nada
dónde está navegando
mi balsa de poesía
Huancané

hay un polvo que cubre los ojos
mi amada y eterna poesía
mi padre mi esperanza mi abismo
mi plato roto mi hecatombe en la cocina
danzarina en el agua
fugitiva entre las algas
te declaro inocente
en nombre de las abras y los ríos
dónde ahora
merodea tu antigua voz
al final de la jornada
oh pasajera
de espacios inhóspitos
regrésame a la edad de la piedra

soy la bastarda
del país de los walawalas*
y los vientos
la que dio todo
a cambio de la memoria
de los pájaros que picotean mi lengua
en pleno aguacero
en la casa desolada
en el reino del cántaro desterrado

*valiente, pujante (aymara)

Gloria Mendoza Borda (*1948 in Puno, Peru),
Studium der Romanistik an der Universidad Nacional
San Antonio Abad in Cusco und Pädagogik an der
Universidad San Cristóbal de Huamanga in Ayacucho.
Dichterin und Essayistin, zahlreiche Gedichtbände,
zuletzt »Q'antati deshojando margaritas«.

Ulrich Bergmann

Zwischen Neonbuchstaben ein kleiner Hai

Meine Hoffnung tanzt, ich trinke ihren Rauch aus Aschenbechern in einer Bourbon-Oper. Nun bemale ich meinen Sarg. Die Drehbühne rennt Sommer in meinen Schädel. Ich bin. Ich brenne. Ich bin aus Papier. Da haut mein Schatten dem Schlaf ins Gesicht. Kopfhaut zuckt in spitzer Überforderung der Gedanken unterm Knochen. Da flimmern weiche Ionen. Und irgendein großer fremder Mann hoch über mir nennt die Buchstaben: Gewaltige Bilder. Aus seinen Wimpern zuckt es kritisch, bis die Blicke brennen. Das ist alles bloß ein assoziatives Ereignis und nicht einmal Kunst. Andererseits, ich bin noch jung, bin Eisbrecher und fahre durch mich selbst, schaufele das Eis weg von meinem Weg. Ich weiß nicht, ob ich ankomme und kenne auch kaum mein Ziel. Nikotin ist das attributive Amalgam meiner Seele, das ist die Nische, in der ich stehe, wo ich Halt finde mit offenen Schnürsenkeln. Stolperanfälligkeit ist mein Wahrzeichen, symbolische Naivität unterstreicht meine Scheinsurreali-

tät, die ich brauche, weil ich sonst nicht wirklich bin. Zigaretten eignen sich besonders gut zum Unterstreichen meiner Sucht nach Verlorenheit im Unterholz meiner – ich weiß nicht, wie ich es nennen soll: Seele? Keine Ahnung. Das ist eine Geschichte ganz anderer Gewalt.

Jedenfalls, der Himmel hat die Farbe von Pommes frites. Ein drohendes Grau mischt Sommergelb. Die Sonne fällt mir vor die Füße, als ich barfuß und ohne eine gravierende Erwartung über den Platz laufe und einfach nur atme. »Die Farbe von Pommes frites«, flüstern meine Ionen, »die Stäbchen tanzen partizipiell.« Aber ich habe keinen Hunger und schieße alle meine Nachmittagstermine tot. Nun rennen sie allein durch die Zeit, die sich mit sich selbst schwört, und der eine Termin redet über den anderen, während mein Lenker sich einen abstrakten Orgasmus vorstellt: So gebar sich die Welt. Und wie ich entstand, das ist natürlich eine weit herzuholende Geschichte, wie immer. Die erzähl ich mir

*Ulrich Bergmann (*1945 in Halle an der Saale), Werke: »Kritische Körper«, 2006. »Arthurgeschichten«, 2005. »Schlangengeschichten«, 2002. »Kopfloze Handlungen«, 1999. »Aeuszerste Ansicht der inneren Werte. Eine Schwarzmalerei in Weisz«, 1996. Mitherausgeber der Bonner Literaturzeitschrift »Dichtungsring«.*



Graphik: Jürgen Eis

aber heute nicht, ich kann sie mir nicht mehr glauben, und so ist das mit allen Geschichten, man kann sie nicht glauben, und das Spiel der Worte und Gedankenverwerfungen, alle diese Extrapolierungen und Abbrüche langweilen mich. Heute will ich mit der Haut parlieren, will dem Blut unter ihr Zeichen geben. Ich rauche und schaue zu, wie sich kleine Perlen bilden mit den eingekapselten Ideen von morgen.

Am Nachbartisch eine mitteljunge Frau, Fliegerjacke, schwarze Haarmähne, ganz sicher vom Theater gegenüber, die das Espressotässchen lutscht und saugt, als wäre es eine ganz spezielle Muschel aus der Rolle, die sie gerade spielt. Garantiert so eine dekonstruktivistische Regieidee für ein Tennessee-Williams-Stück mit Slapstick am Schluss. Ob sie kapiert, wie sie da vergewaltigt wird als Körper narziss-

tischer Projektionen? Glaube ich kaum. Als ich ihr ins Gesicht sehe, bläst sie gerade eine riesige Luftmatratze mit extraorbitanten Gumminippeln auf. Als ich nach ein paar Minuten noch einmal hinsehe, legt sie

»»»

Charlotte Springer
Irr Eis

Pfauenauge getäushtes
wo die Frier des Tags
noch aus dem Asphalt blinkt
schmettert der Frost das Rascheln
ins rücksichtslose Teerglitzern



Hand an ihr erigiertes Ego. Ich glaube, Frauen tun den ganzen Tag nichts anderes als das. Sie brauchen nur ein paar arme Kulissen, um sich selber als Oper zu inszenieren. Sehen wir eine Oper, die eine Frau inszeniert, sehen wir im Grunde die Frau selber, ihre Träume und Wunden. Da springt ein Mädchen im kurzen bunten Schmetterlingsrock übers Seil und durch Himmel und Hölle, ein Junge reitet auf einem Drachen, der Feuer speit. Im Hintergrund eine Yacht unterm blutigen Himmel an irgend so einer kleinasiatischen Touriküste. Ich rauche die ungezählte vorletzte Zigarette, falle ins Schwarze Loch meines inneren Rauschens und rede wieder mit mir und frage mich: Was will ich von dieser Frau da in ihrem schwarzbraunen Fascholeder, wenn ich sie sowieso gleich tot schieße, und frage sie einfach: »Warum spielst du überhaupt mit in diesem Scheißstück?« Sie sagt: »Das Stück spielt mit mir.« Lähmung. Ich erstarre, klebe am Stuhl, werde kalt, spüre, wie ich anfrriere, wie sich Eis bildet zwischen meiner Haut und dem Stuhl, wie das Vakuum zwischen mir und dieser Schauspielerin zusammenzischt und mich innerlich wegbläst irgendwohin, wo das Nichts immer kleiner wird und wo mein Lenker zusammenschumpelt zur Minierbse, wo die Oper, die eben noch lief, aufhört. Wenn das Gehirn ausläuft, ist das Stück zu fad. Das Schwarze Loch rauscht weg, ich dividiere mich perpetuierend, bis der Sekundenwind meine Asche aufwirbelt mitten hinein ins Neonlicht über mir: CINZANO.

Und dann schlägt auf einmal alles wieder um, ich wachse, das Eis rinnt zu Boden, ich sitze federnd im Stuhl und da, wo die Schauspielerin saß, wächst ein Olivenbaum. An dem hängen lauter tote Mäuse. Und über mir das heiße Blechdach. Als ob es zu mir gehört. Diese ganze aggressive Autosuggestion, sage ich zu meinem Lenker, die kann mich mal. Da fliegt zwischen den Neon-Buchstaben ein kleiner Hai, der sperrt sein Maul auf, wie ein Elektrorasierer, denke ich, der mäht die Oliven, wenn sie wachsen, und legitimiert alle Zufälle, die wir uns erzählen ...

Dann fällt die erste tote Maus vom Baum. Das war's. ●

Dieter Fraeulin Wiederholung I

Es ist eine Kälte im Gehirn
Blutarme Gedanken
Territoriumsirrtrum
Und ich bewege mich im Fernab

Schweifab
Nichts was voranbringt
Zuviel Geräusch in der Welt
Alle Türen offen

Aber das ist es ja gerade
Selbst der leiseste Lufthauch
Öffnet mein Fenster
Und stöbert mich auf

*Dieter Fraeulin (*1951 in Bonn),
Schriftsteller; Hörspiele und Theaterstücke.*

Richard Lennek Frag Würdiges

Wenn weniger mehr ist –
ab wann wird's dann zuviel?

*

Wohin geht der Schmerz,
wenn er weggeht?

*

Wie lautet ein Sterbenswörtchen?

*

Auf welcher Seite des Spiegels
befinden wir uns?

*

Kann man in Hochbetten
tiefer schlafen?

*

Kann man auch mehr *Pech*
als Verstand haben?

*

Wer ist der *Vater* der Porzellankiste?

Uli Kaup Tröstung

viel später wissen wir
dass es immer im Bild gestanden hatte
aber dann kriegen wir es
nicht mehr zu fassen

manchmal wenn es ganz still ist
blitzen zwei Augen auf
aus einem verlöschenden Blick

dann kehren die Geräusche zurück

aus dem Alleinsee steigt
in kleinen Pausen

bläschenweise

Trost

Helmut Schmelmer Aber

Nichts gegen
die geschmeidigkeit
deiner zunge
aber die bewaffnung
mit worten
bis an die zähne

Man lebt

nur einmal
sagen viele
als ob sie
das wirklich
so genau wüssten

*Helmut Schmelmer (*1935 in Hamburg),
Buchhändlerlaufbahn begonnen, beendet in
Bonn. Gedichte, Kleinprosa und Essays,
vieles auch als Rundfunkbeitrag.*

Thomas Kaut Exkursion ins Totenreich

(Fortsetzung von Seite 7)

Nur trüb beleuchtete elektrisches Licht die Gänge aus der Säiten- und Perserzeit. Rechts und links von uns zweigten zahlreiche weitere Gänge ab, an deren Wänden sich beidseitig mit versiegelten Tonkrügen angefüllte mannshohe Einbauchungen befanden; dieses zumindest dem Augenschein nach. Die Gänge selbst mit tonnenförmigem Gewölbe waren gut zwei Meter hoch in das Felsgestein hineingeschlagen worden.

Verschiedentlich waren zwischen den Einbauchungen noch weitere Vertiefungen aus dem Fels herausgemeißelt worden, in denen kleine Sarkophage aufbewahrt wurden. Auf den Deckplatten der meisten dieser Sarkophage lagen Schädel, die sich aufgrund der vorspringenden Nasen- und Oberkieferpartien sowie der abgeflachten, fliehenden Stirnen mit Wülsten über den Augenhöhlen zweifelsfrei als Affenschädel bestimmen ließen. Die Sarkophage enthielten Affenmumien, ließ man uns wissen. Die Atmosphäre war feucht und gespenstisch. Und die versiegelten Tonkrüge in den Einbauchungen, was wohl mochten sie bergen? Meine Einbildungskraft schwankte von Forscherdrang und Abenteuerlust angetrieben zwischen Papyri und Goldschätzen. Hätten sie aber je Gold oder Juwelen enthalten, irgendetwas von nennenswertem materiellem Wert, wären die Krüge wohl längst geleert und ihr Inhalt, sofern nicht schon zuvor von antiker Räuberhand entwendet, allenfalls in Vitrinen des Kairener Museums ausgelegt worden. Also Papyri? Diese aber hätte doch die neuzeitliche Variante von akademisch legitimierten Grabräubern bereits in Museen oder Bibliotheken gesichert und magaziniert. Was aber dann wurde in diesen Krügen aufbewahrt?

Der Dragoman schrittforsch voraus und ich hatte Mühe, ihm auf den Fersen zu bleiben; Zeit für Erwägungen und Nachprüfung gab es nicht, wollte ich in diesem Labyrinth unter Tage nicht verlorengehen. Schließlich wurde unser Blick auf eine Stelle gelenkt, wo die Krüge aus der, wie sich nun zeigte, vermeintlichen Einbauchung fortgeräumt worden waren. Die



Einbauchung erwies sich nun nämlich als Öffnung zu einem mehrere Hundert Meter tief ins Gestein getriebenen Stollen. Mit geneigten Köpfen und gebeugten Rücken folgten wir unserem unterirdischen Führer. Alle Einbauchungen, die wir bisher gesehen hätten und noch etliche mehr, seien Zugänge zu solchen mit Tonkrügen randvoll gestopften, tief in den Tuff geschnittenen Stollen: insgesamt über drei Millionen irdene Behältnisse. »Was ist in den Krügen?«



noch weiter herunter, stützten uns mit den Händen an den Seiten ab, krochen gleichsam in den Rachen des Höllenhundes, dessen muffiger Atem, je weiter wir vordrangen, desto heftiger zu reizen begann. Zunächst kaum wahrnehmbar, allmählich immer stärker, ein eigenartiger Geruch, die Luft wurde eng und knapp, dann faulig und beißend, schließlich ein ätzender, würgender, widerlicher Gestank. Michael übergab sich. Er war nicht der einzige. Der Dragoman grinste, überlegen, geradezu hämisch.

»Jetzt hilft euch keine Sondergenehmigung«, schien er zu denken, »das Wohlwollen der Altertümerverwaltung ist nicht grenzenlos und hat seinen bitteren Preis.«

Scherben lagen herum, zerbrochene Tongefäße. Unser Führer hob einen Scherben ans spärliche Licht seiner Taschenlampe und zog eine etwa ellenlange Mumie heraus: abgekantete Kalotte, aus Leinenbinden herauslugender Hakenschnabel – ein toter, mumifizierter Falke. Die habilitierte Ägyptologin fiel in Ohnmacht. Auch

mir fiel es schwer, beim Geruch und Anblick der Verwesung bei Sinnen zu bleiben. Dies also war das Geheimnis der Gräbergalerie: ein Falkenfriedhof, eine unterirdische Totenstadt für Unmengen sorgfältig mumifizierter und in luftdicht verschlossenen Urnen aufbewahrter Falkenleichen, eine Nekropole für die sterblichen Überreste von drei Millionen Greifvögeln.

»Zu welchem Zweck?« fragte ich den Dolmetscher. Wieder sein überlegenes Lächeln, nicht anmaßend, keineswegs. Er wußte zwar schon, was ich noch zu wissen begehrte. Aber sein Lächeln schien anderes zu bedeuten: »Du willst wissen, wozu drei Millionen Falkenleiber mehr als zweieinhalb Jahrtausende aufbewahrt werden? Was könnte dir denn solches Wissen nützen? Was verstehst du, ein europäischer Student, vielleicht einmal Gelehrter, was verstehst du von den einfachen und den wichtigen Dingen des Lebens? Was verstehst du schon vom Leben, solange der

Tod dich ekelt? Was verstehst du von Religion, wenn du Gewißheit nur aus dem Wissen schöpfst? Was verstehst du schon von Wahrheit, da du sie ja doch nicht glauben willst?«

Ja, ich gebe zu: Obwohl ich Geschichte und Religion der Alten Ägypter mit Leidenschaft studiere, blieb mir bisher der Sinn ihrer Religion, ihres Glaubens verborgen und unverständlich. Warum dieser Glaube, welchen Sinn könnte er für die gestiftet haben, die ihm inbrünstig anhängen? Ich verstehe nicht und begehre zu wissen, wohlwissend, daß ich dies alles nicht glauben werde. Niemand glaubt heute noch ernstlich an Re, Osiris, Isis und den falkenköpfigen Horus oder gar an Amun! Niemand setzt sein Leben hier auf ein ewiges Leben dank Einbalsamierung, Reise durch die Unterwelt oder Rettung durch steinerne Götter! Niemand glaubt an ein Gottkönigtum! Niemand erhofft göttliche Gnade durch millionenfache Opferung von Falken, denen sie an seiner Statt und stellvertretend für ihn mumifizierte Dauer verleiht, vielleicht für zehntausend Jahre, und wenn schon für eine ganze Million! Aber immer noch eine Ewigkeit von der Ewigkeit entfernt! Niemand kann und darf dieses doch ernstlich noch glauben! – Niemand? Wirklich niemand?

Der Dolmetscher befreite mich aus meinen Einwänden und Zweifeln und meiner Deutung seines hintergründigen Lächelns:

»Diese Falken, Abbilder des Sonnengottes in der lebenspendenden Gestalt des Horus in seinem Lichtland, waren Opfergaben an Imhotep, den zum Gott aufgestiegenen Heiler, mit dem Ziel, sich ein Leben in Schönheit nach dem Abschied aus dem irdischen Leben zu erwerben und zu sichern.«

Also doch! Hier in den von Menschenhand geschaffenen Eingeweiden der Erde ruhte der Tribut der Hoffnung an die alles verschlingende Angst. Welch entsetzliche Vorstellung vom Göttlichen, welch entsetzlicher Gott, von dem man sich sein Leben durch Opfergaben erhandeln muß, selbst um den Preis von Verarmung und Elend! Welch abgründige Angst und unermeßliche Verzweiflung! Und welch irrsinnige Hoffnung! Wäre dies Gott – nie geboren zu sein wäre wirklich Gnade! ●

Jürgen Born Nichts ist vergangen

An diesem Sonntag
hab' ich keine Ränder
ich zerfließ'
bin hier
und in der engen Küche
in Westfalen
am Katzentisch
am Fluss
an Opas Sarg
im kleinen Wohnzimmer
Ruhe sanft

bin in westfälischen Dörfern
die immer weiter in die Ferne rücken
und doch unwiderruflich
ihren Platz haben
in meiner Seele
diese engen Täler
der Nebel auf herbstlichen Wiesen
die schlesischen Frauen ernten Kartoffeln
Schnäpse und Gewitter
in der engen Küche spricht
man über Stalingrad
im Stall wartet Arbeit
mal ein neugeborenes Kalb
mal eine Fehlgeburt
man brüllt
man schlägt mit Knüppeln auf das Vieh
die Katze flieht
den Hund erfasst ein Wagen
Ruhe sanft

Donnerstag, 26. November 2009

*Jürgen Born (*1956), Sprachenlehrer und Weltenbummler. Evangelischer Bauernsohn und damit bestraft genug, aufgewachsen im Versauerland. Nach Aufgehalten in Kairo, Frankreich, China hat er in Spanien sein home from home gefunden.*

Meine Stimme klang hier unten seltsam, fremd, gedämpft und dumpf. Ich wiederholte meine Frage lauter, um das alles erstickende und vermischende Rauschen der schweißtreibenden feuchten Luft zu übertönen: »Was ist in den Krügen aufbewahrt?«

Überlegen lächelnd bedeutete mir der Dolmetscher, mich zu gedulden.

Tiefer wurden wir in den Stollen geführt. Und von ihm zweigten auch noch einmal weitere Stollen ab, mit Tongefäßen gefütterte Schlünde einer unbegreiflichen Unterwelt. Eine unterirdische Stadt aus dunklen, unbehaglichen Gassen, Nischen, Durchlässen, leblos, tot, ohne Spur von Lebendigem außer uns Eindringlingen, bewohnt einzig von Abermillionen verschlossenen Behältern, jeder eine Elle lang und eine Spanne breit. Unheimlich, beklemmend, furchterregend umlagerte uns dieses öde Gewirr von Gängen, Stollen, Tunneln, Abzweigungen und Kreuzungen. Und noch tiefer tauchten wir ein, beugten uns

peter linden
der große leuchtkäfer

gewidmet der generation von 1968

68'er,
ihr wart der große leuchtkäfer der revolte und träume.
ihr sprengtet die handschellen der vernunft,
daß sie barsten wie maiskörner unter einer druckerpresse.

peter linden (*1947 in bonn), seitdem dort seßhaft. au-to-di-dakt in allen lebensbereichen: malerei, graphik, photographie, text. zahlreiche auftritte im legendären »cafe podcast«, veröffentlichung: »lindenblüten« (privatdruck, bonn 2009).

68'er,
ihr wart die heißen wilden jahre
und habt die (abgenutzten) masken hinweggeschleudert,
die man euch verpassen wollte.

68'er,
ihr wart der fiebrige sound einer zeit,
ein lebensgefühl, das in einem daseinsrausch aufging.

68'er,
ihr wart das rasende vergnügen,
sich selbst in den nacken zu küssen;
das war die entdeckung der liebe und für manchen der frühe tod.

68'er,
ihr wart die Kerze, die an beiden enden brannte.

und heute?
das lebensgefühl ist längst verraucht.
die revolten mit der zeit verzittert und die träume verblaßt
im aufsteigenden morgengrauen des allgemeinen ...

linden, märz 2007/februar 2010

Lesereihe

Bonner Ausblicke

Die neue Lesereihe präsentiert Autoren, die sich der deutschen Sprache als Muttersprache bedienen, im Wechsel mit Autoren, die die deutsche Sprache als ihre erworbene Zweitsprache zum Medium ihrer Auseinandersetzung gemacht haben. Moderiert von **Rainer Maria Gassen**, veranstaltet alle zwei Monate, jeweils am dritten Mittwoch um 19.30 Uhr, in den Räumen der **Evangelischen Migrations- und Flüchtlingsarbeit Bonn**, Thomas-Mann-Str. 1 (Eingang Florentiusgraben).

Die nächsten Termine: 21. Juli 2010 mit Celal Yildiz / 15. September 2010 mit Andreas Fieberg

Hubert Katzmarz
Eine proletarische Weltrevolution

Als ich morgens dort ankam, wo die Weltrevolution stattfinden sollte, traf ich niemanden an. Der einzige Hinweis auf das Ereignis bestand in einem leuchtend roten Plakat, das man an einen Baumstamm geheftet hatte und auf dem es folgendes zu lesen gab:

*Liebe Genossinnen und Genossen!
Die Proletarische Weltrevolution muß leider
heute ausfallen, da die Massen der arbeitenden
Bevölkerung keinen Sonderurlaub erhalten.
Wir danken für euer Engagement.
Mit proletarischem Gruß
Die Kader der proletarischen Weltrevolution*

Während ich noch betreten umherblickte, näherte sich eine Gruppe junger Menschen, die über Ausbeutung und Klassenkampf debattierten. Man nahm keinerlei Notiz von mir. Beschämt sah ich an mir herab und verfluchte den ölbeschmierten Monteursanzug, den ich zur Arbeit immer trug.

Die Gruppe scharte sich um das Plakat, und man beriet darüber, was nun zu geschehen habe. Nach mehreren Abstimmungen kam man überein, daß es trotz der unerwarteten Entwicklung nicht angeraten sei, noch in die bereits fortgeschrittene Vorlesung zu gehen. Man stellte sich in einer Reihe auf, erhob die Fäuste zum Arbeitergruß und sang ein Revolutionslied ab: Reih dich ein in die Arbeitereinheit, weil du auch ein Arbeiter bist!

Dann nahm man die Debatte wieder auf und entfernte sich von dem Ort der Proletarischen Weltrevolution, um im nächsten Café zu verschwinden, das zu so früher Stunde schon geöffnet hatte. ●

Hubert Katzmarz (*1952 in Recklinghausen, † 2003 in Bonn), Studium der Kommunikationswissenschaften, Autor, Herausgeber. Inhaber des »Verlags Hubert Katzmarz«. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Einzeltitel (postum): »Nachtwanderung«, Edition Medusenblut, Berlin, 2. Auflage 2005.

Richard Lennek
Querschläger

Komm mir nicht mit Logik!
Schon gar nicht mit der eigenen.

Ich hab mir meine Meinung gebildet,
verwirr mich nicht mit Fakten!

Wer allzu oft aus sich herausgeht,
steht irgendwann nur noch neben sich.

Jetzt ist, wenn es weh tut.

Richard Lennek (*1925 in Wattenscheid-Höntrop, † 1983 in Essen), Sternengucker, Hobbydichter und leidenschaftlicher Sammler von Kuriosa. Nach Notabitur und Astronomie-Studium zeitlebens an der Sternwarte Bochum angestellt.

Richard Lennek
Unprosaisches

Im Hut des blinden Bettlers
sammeln sich nur Knöpfe
Väter schieben Kinderwagen
mit Kuckuckskindern vor sich her
Wir alle sind voller Erinnerungen
die meisten davon falsch

Tag für Tag
nach dem Erwachen
aus einem Schlaf
den ich dem Grübeln abrang
würge ich den galligen Trunk hinunter
in dem alles Abwesenheit ist

Karl Fäuer »Laßt die Kinder zu mir kommen!«

Markusevangelium 10,14

Mißbrauch gibt es in der katholischen Kirche nicht erst heute. Bereits vergessen? Kreuzritter-Gemetzel, Inquisitionsfolter, Hexenverbrennung. Alles schwerlich Empfehlungen Jesu Christi. Vor nicht einmal 25 Jahren befürwortete die deutsche katholische Bischofskonferenz sogar den atomaren Erstschlag gegen die Sowjetunion. Doch das gottlose Zentralkomitee der KPdSU spielte nicht mit, wählte Herrn Gorbatschow zum Generalsekretär und boykottierte heimtückisch die Versaftung der Menschheit. Zugestanden, das Bedeutungsfeld des deutschen Wortes »Mißbrauch« schließt derartige Ungeheuerlichkeiten auch wohl eher aus.

Den Frevel indes, dessen derzeit zahlreiche katholische Priester und Ordens-

männer bezichtigt werden, als »Mißbrauch« zu bezeichnen, erfüllt den Tatbestand eines Rufmords an der deutschen Sprache. Wäre gewissenlose Nötigung minderjähriger Schutzbefohlener zum Analverkehr lediglich sexueller Mißbrauch, sollte man den Banküberfall mit gezogener Pistole als Waffenmißbrauch würdigen. Sodann unterstellt Mißbrauch die gegenteilige Möglichkeit eines Gebrauchs. Was aber unterscheidet sexuellen Gebrauch Jugendlicher bitteschön von Mißbrauch?

Es ist nicht zu fassen! Jugendliche sind durch Einschüchterung, Zwang und Gewalt dazu gebracht worden, ihre vier Buchstaben entblößt darzubieten, damit ein zu pädagogischem Handeln verpflichteter Erwachsener mit seinem recht unzölibatären Gemächt buchstäblich, mit Verlaub, im Kot wühlen konnte! So etwas ist nichts anderes als niederträchtige Vergewaltigung! Die aber ist nicht sexueller Mißbrauch, sondern schlicht und schnörkellos ein abscheuliches Gewaltverbrechen.

Von vorschnellen Schuldzuweisungen ist freilich abzuraten. Nicht die Reformpädagogik scheint mir ursächlich für deren vermeintliches Versagen, sondern ihre Vernachlässigung. Nicht katholische Lehre und Ethik sind verantwortlich für die Zustände in katholischen Internaten, sondern ihre Mißachtung. Nicht das Zölibatsversprechen klerikaler Pädagogen in der religiösen Form des feierlichen Schwurs, dem Gelübde, ist schuld, sondern ganz im Gegenteil seine wortbrüchige und meineidige Nichteinhaltung. Triebkraft dieser ganzen kriminellen Misere ist eher die notorische Leibfeindlichkeit, die sich seit Platons Aufspaltung des Menschen in bösen, verderblichen Leib und gute, unsterbliche Seele bis hin zur gegenwärtigen Trennung von Lust und Liebe durch die abendländische Sittengeschichte schleppt bis hin zur heutigen Verkümmern der Gesundheit zur Fitness, der Leistung zum Erlös, der Liebe zur Libido.

Vor einiger Zeit erzählte mir ein Bekannter aus Südafrika, wie sein Onkel ihn etliche Jahre zuvor im Morgengrauen unsanft aus dem Schlaf gerissen und ihm ein Gewehr, geeignet zur Löwenjagd, mit dem Hinweis in die Hände gelegt hatte: »Der Pfarrer hat deine Cousine geschändet.« Als der Pfarrer in der Frühe seine Augen aufschlug, starrte er in zwei Gewehrläufe. Der Onkel drückte ihm einen Genickfänger in die Hand und knurrte: »Schneid sie dir ab oder wir blasen dir das Hirn aus dem Schädel.«

Verglichen damit ist der Zölibat eine geradezu humane Einrichtung! Hätten sich die geistlichen Erzieher gemäß katholischem Gesetzbuch an ihre Zölibatsverpflichtung, nämlich »vollkommene und immerwährende Enthaltensamkeit« (can. 277 § 1 CIC: *perfectam perpetuamque continentiam*) eidgemäß gehalten, wäre ihren Schutzbefohlenen kein Leids geschehen. Der Zölibat, und zwar der Pflichtzölibat, für all jene, die mit ihrer Geschlechtlichkeit ohne Verletzung gesetzlicher und sittlicher Normen nicht

zu Rande kommen, vereint Täter- mit Opferschutz. Die Alternative wäre Einweisung auch dieser Triebtäter in die geschlossene Psychiatrie. Müssen denn solche kaputten Existenzen unbedingt Priester oder Erzieher werden? Oder, was Gott verhüten möge, ewa heiraten? Wer schützte dann ihre eigenen Kinder vor ihnen?

Nicht Zölibat heißt das Problem der katholischen Kirche, sondern abnehmende Bildung und zunehmende Entsittlichung ihres klerikalen Führungspersonals, das Lehre und Beispiel Jesu Christi augenscheinlich weder ausreichend kennt noch begreift, geschweige befolgt. Nicht wenige der katholischen Kleriker sind als Zöglinge und Alumnus vergewaltigt und traumatisiert worden. Noch schweigen sie. Ohne Therapie aber werden aus Opfern skrupellose Täter. Nicht der Zölibat ist das Problem, sondern der fehlende Wille, ihn durchzuhalten und durchzusetzen.

Angemessene Sanktionen im Umgang mit ihren sündigen und ungebildeten Klerikern fehlen der katholischen Kirche eigentlich nicht. Vor dreißig Jahren war ich einmal eine Woche lang Gast in einem Kartäuserkloster. Dies ist ein kontemplativer Eremitenorden mit strenger Observanz, gegründet vor etwa 1000 Jahren von einem Kölner namens Bruno. Neben den Gelübden von Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit unterliegt der Kartäuser absolutem Schweigen, das nur zum Zwecke des Gebets unterbrochen wird, und striktem Vegetarismus. Wecken ist um 2 Uhr nachts. Auch lebt er in einer Zelle mit einem Gärtlein versehen, das er mit eigenen Händen bearbeiten und von dessen Ertrag er seinen Lebensunterhalt bestreiten muß. Während meines Aufenthalts wurde ich krank. Der Prior sandte mir zur Pflege einen Bruder, dessen Habit und Kranztonsur mir sofort den Franziskaner verrieten. Seine Fürsorge war höchst wirksam – noch nie genas ich so geschwind von einer Grippe – und bestand in der Verabreichung hochprozentiger Kräutertinkturen dreimal täglich: morgens ein Gläschen 40%igen Gelben, mittags 56%igen Grünen und abends zwei Stamperln eines herrlichen 70%igen Klaren. Auch Bruder Bartholomäus durfte sich an meinem Krankenlager neben der gut befeuerten Kartäuserstufe, einem kniehohen, gußeiser-

nen, mit wenig Holz große Wärme erzeugenden Ofen, dessen langes abgewinkeltes Rohr knapp unter der Zimmerdecke die Zelle verläßt, einen genehmigen. Der löste seine Zunge. Er greinte und klagte, daß er eine dreijährige Kirchenstrafe abbüßen müsse, weil er sich an einer Schülerin vergangen habe.

Das wäre doch eine Lösung: Klösterlicher Kirchenknast mit eremitischer Einzelhaft samt strammem Zölibats-Training! Allemaal wirksamer als der Duschraum einer Justizvollzugsanstalt, in dem man wahrscheinlich nur das zu tun lernt, wofür man in Freiheit erneut bestraft wird. Sollten die straffälligen Mitglieder des geistlichen Standes allerdings straffrei ausgehen, könnte das südafrikanische Verfahren Nachahmung finden. Das aber walte Gott!

In der in Lublin erscheinenden Polnischen Katholischen Enzyklopädie, die seit 1978 fortlaufend herausgegeben wird und zur Zeit beim Buchstaben N angelangt ist, findet sich im sechsten Band aus dem Jahre 1993, der sinnreich von »Gaal« bis »Ignorancja« reicht, unter dem Stichwort »Heteroseksualizm« der Eintrag »→ Zboczenia seksualne«, was auf Deutsch »siehe sexuelle Perversion« bedeutet. Sie haben ganz richtig gelesen: »Heterosexualität siehe sexuelle Perversion«. Und das in einer römisch-katholischen Publikation! Noch Fragen? Ja richtig, der Papst im Jahre 1993 sprach Polnisch als Muttersprache. Na also!

In Anbetracht der gemächlichen Erscheinungsweise ist damit zu rechnen, daß der Band mit dem Buchstaben Z erst im Jahre 2050 veröffentlicht wird. Solange sollen wir also im Hinblick auf die Sexualität der Kleriker im Dunklen tappen. Wir sollten es ihnen nicht durchgehen lassen. ●

*Karl Fäuer (*1948 in Siegburg), Übersetzer für Russisch und Englisch; schreibt Satiren und Glossen.*

**»500 GRAMM« Nr. 2
erscheint im November 2010.**

Einsendeschluß für Beiträge ist der
15. September 2010.

Monika Lamers

Wieder Sommer

Nach einer kleinen Abwesenheit
Plötzlich ausgesetzt in den Sommer
Ich sehe, was geschneht ist
Hinter meinem Rücken
Fiel hier der Sommer ein

Die rötlichen Schöpfe der Gräser
Seh ich zu Wellen geordnet
Und ich weiß, dass Gefahr
Am Grund ihres Standorts lauert
Wo die Trauben der Sumpfwurzblüten
Mich zu entdecken scheinen
Eh ich das Kornfeld erreiche
Am Hang

Zugegeben
Auch ich habe gebrütet
Eh es ans Ausschlüpfen geht
verrät ich nichts.

SommerSonntag

Jetzt brütet der Sommer
über den Spargelfeldern.
Wer sie nicht kennt,
hält sie
für langlanggezogene Grabhügel.
Die Frage danach verschiebt man.

Jetzt nistet der Dunst
grau über dem Backsteinrot.
In ihren Häusern
hängt der Geruch
nach gebrühtem Spargel,
nach süßlichem Sud.

Jetzt mischt Erlesenes sich
mit dem Mittelmaß.
Den Balken sehen sie nicht.
Aber vor ihren Türen
kehren sie gründlich.
Zum Sonntag.

Sommerdornen

Schweigend erinnern
solltest du
des Ziels dich,
das du meinstest,
solltest du
Kräfte sammeln,
dich ducken, spannen, zielen.
Triff!

Unter den fiederblättrigen Zweigen
der Gleditsia, am Boden, inmitten
der Steine, der Blutspur im Sand,
finde Beute!

Nimm sie ans Herz:
War das nicht Blut
von deinem Blut?

Unter den langdornigen Zweigen
der Gleditsia dein Ziel, vom Sterben
verändert bis zur Unkenntlichkeit?

Es wird kein Windhauch
ihre Zweige heben,
noch den Blutgeruch vertreiben.
Einen ihrer Dornen
solltest du
an dich nehmen,
vor allem
solltest du schweigen.

*Monika Lamers (*1941 in Bonn), lebt in Kirchheim/Westerwald. Studium an der Pädagogischen Hochschule Bonn, Grundschullehrerin. Ghostwriterin, literarische Texte. Zahlreiche Beiträge in Anthologien und Zeitschriften. Ab 1987 Zweitstudium in Philosophie, Politikwissenschaft und Germanistik an der Universität Bonn. Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller (VS), dort Vorstandsmitglied der Bonner Bezirksgruppe. Buchveröffentlichungen: »Nur du kannst mir helfen« (1979), »Der Anachoret« (1993).*

Photo: Jürgen Eis

BUCHHANDLUNG & GALERIE BÖTTGER

Belletristik - Sachbuch - Kinderbuch
Pressendruck
CDs - Zeitgenössische Kunst

LYRIK

ist ein fester Bestandteil des Sortiments.

Informationen zu Ausstellungen & Lesungen:
www.buchhandlung-boettger.de

Maximilianstraße 44 | D-53111 Bonn
(gegenüber dem Bonner Hauptbahnhof)
Telefon: 0228.350 27 19
brief@buchhandlung-boettger.de

Öffnungszeiten:
Mo-Fr 10-13 Uhr und 14-19 Uhr | Sa 10-16 Uhr

»500 GRAMM –
Journal für Literatur und Graphik«
ist in dieser Buchhandlung erhältlich.

Anzeige

Rainer Maria Gassen: »Faneika – Du Schöne«

Dieses Buch präsentiert eine neue Stimme, die der ebenso uralten wie ewigjungen Form des Sonetts einen verblüffend anderen – weil gewagten – Ausdruck verleiht. Rainer Maria Gassen versammelt in diesem Band neunundsechzig seiner in den vergangenen Jahren entstandenen Sonette. Hier klingen bestaunenswert verhaltene neben erstaunlich dissonanten Tönen. Hier sind Menschen sowohl in ihrem Alltag belauscht worden als auch bei ihren Versuchen, sich in Grenzsituationen immerhin ihrer Haut zu wehren.

Der Fotokünstler Jürgen Eis zeichnet nicht nur für die Umschlaggestaltung verantwortlich, er hat den Sonetten atmosphärisch außerordentlich dichte Photographien an die Seite gestellt.

Rainer Maria Gassen: Faneika – Du Schöne. Sonette,
mit Photographien von Jürgen Eis, 2009
ISBN 978-3-938114-51-3; 89 Seiten; 9,90 €



Photo Rückseite: Jürgen Eis

- Ulrich Bergmann
- Jürgen Born
- Karl Fäuer
- Andreas Fieberg
- Dieter Fraeulin
- Rainer Maria Gassen
- Dietmar Hübner
- Hubert Katzmarz
- Uli Kaup
- Thomas Kaut
- Monika Lamers
- Esther Leipner
- Richard Lennek
- peter linden
- Rebecca Lutter
- Gloria Mendoza Borda
- Helmut Schmelmer
- Charlotte Springer

- Jürgen Eis (Graphik)

